

und der Straßenarbeiter wehte sich in seiner blauen Mütze frische Luft zu, denn es kam ihm schrecklich schwül und drückend vor. Wenn er zu seiner Erfrischung einen König und eine Königin brauchte, so war er so glücklich, das Mittel bei der Hand zu haben, denn sehr bald kam der König mit dem großen Gesicht und die Königin mit dem schönen Gesicht in ihrer goldenen Kutsche heraus, begleitet von dem oeil de boeuf ihres glänzenden Hofes, einer Schar lachender Damen und feiner Herren, und in Juwelen, Seide, Puder, Glanz, und stolzen auf die ganze Welt herabsehenden schönen Gesichtern von Männern und Frauen schwebte der Straßenarbeiter und berauschte sich so davon, daß er schrie: „Lange lebe der König! Lange lebe die Königin! Lang lebe alles und jedes!“ — als ob er nie ein Wort von dem allgegenwärtigen Jacques vernommen hätte. Dann kamen Gärten, Höfe, Terrassen, Springbrunnen, Rasenplätze, wiederum König und Königin, wiederum oeil de boeuf, noch mehr feine Herren und Damen, noch mehr Vivats, bis er vor lauter Schwärmerei weinte. Während dieser ganzen langen Zeit, wohl drei Stunden lang, war alles um ihn Vivats und Freudentränen und Defarge hielt ihn am Krage fest, wie um ihn abzuhalten, auf die Gegenstände seiner kurzlebigen Verehrung loszustürzen und sie in Stücke zu zerreißen.

„Bravo!“ sagte Defarge, als er vorbei war, indem er ihn mit Gönnermiene auf den Rücken klopfte: „Ihr seid ein guter Junge!“

Der Straßenarbeiter kam jetzt wieder zu sich und glaubte fast er habe sich mit feinen Freudenbezeugungen eines Fehlers schuldig gemacht, aber nein!

„Ihr seid der Bursche, den wir brauchen,“ sagte Defarge ihm ins Ohr. „Ihr verleitet diese Toren zu dem Glauben, daß es ewig dauern wird. Dann sind sie umso anmaßender und das Ende kommt umso eher.“

„Ha!“ rief der Straßenarbeiter nach einigen Besinnen aus, „das ist wahr!“

„Diese Toren wissen nichts. Während sie euren Atem verachten und lieber euch oder Hunderte wie euch ersticken sehen möchten, als einen ihrer Hunde oder Pferde, wissen sie bloß, was ihnen euer Atem sagt. So mögen sie sich denn noch eine kleine Weile täuschen, sie können sich nicht genug täuschen.“

Madame Defarge sah den Klienten geringschätzig an und nickte bestätigend.

„Was euch betrifft,“ sagte sie, „so würdet ihr für alles, wenn es nur mit Prunk und Lärm austritt, Freudentränen vergießen. Nicht wahr, das würdet ihr tun?“

„Ich glaube wohl, Madame. Für den Augenblick.“

„Wenn man euch einen großen Haufen Puppen zeigte, die ihr zu eurem Nutzen auseinandernehmen und ausziehen solltet, so würdet ihr die größte und prächtigste nehmen. Nicht wahr?“

„Ja!“

„Und wenn man euch eine Schar Vögel zeigte, die nicht fortfliegen könnte und euch hieße, sie zu eurem Nutzen ihrer Federn zu berauben, so würdet ihr nach den Vögeln mit dem glänzendsten Gefieder greifen, nicht wahr?“

„Gewiß, Madame.“

„Setzt habt ihr Puppen und Vögel gesehen,“ sagte Madame Defarge und schwenkte die Hand nach dem Orte, wo sie zuletzt gewesen waren. „Setzt geht nach Hause!“

Immer noch stricken.

Madame Defarge und ihr Gemahl kehrten einträchtiglich nach Saint Antoine zurück, während ein Fleck in einer blauen Mütze sich durch die Finsternis und den Staub und die langweiligen Meilen von Alleen an der Landstraße hinab langsam auf den Punkt des Kompasses zu bewegte, wo das Schloß des jetzt im Grabe liegenden Monsieur le Marquis den flüsternden Bäumen zuhörte.

So reichliche Mühe hatten jetzt die steinernen Gesichter, den Bäumen und den Springbrunnen zu lauschen, daß die wenigen Vogelscheuchen aus dem Dorfe, welche in ihrem Suchen nach ehbaren Kräutern und dürrer Holz zum Heizen in den Gesichtsbereich des großen Schloßhofes und der Terrasse kamen, in ihrer ausgehungerten Phantasie den Gedanken faßten, daß der Ausdruck der Gesichter sich verändert habe. Ein Gerücht war in dem Dorfe noch lebendig — es hatte ein schwaches und dürftiges Dasein gerade wie seine Bewohner — daß, als das Messer in das Herz fuhr, die Gesichter ihren Ausdruck des Jorns in Schmerz verwandelt hätten; daß, als die baumelnde Gestalt vierzig Fuß über den Brunnen hinaufgezogen ward, sie sich wieder verändert und den harten Ausdruck befriedigter Rache angenommen hätten, den sie von da an immer tragen würden. In dem steinernen Gesicht über dem Fenster des großen Schlafzimmers, wo der Mord geschehen, zeigte man zwei kleine Grübchen in der steinernen Nase, die jedermann erkannte und die niemand vorher gesehen hatte; und bei den seltenen Gelegenheiten, wo zwei oder drei zerlumpte Landleute sich von der Menge trennten, um einen hastigen Blick auf den versteinerten Monsieur le Marquis zu werfen, dauerte es nicht lange, daß sie alle wieder unter dem Moos und den Blättern verschwanden, wie die glücklicheren Hasen, die dort ihren Lebensunterhalt fanden.

Schloß und Hütte, steinernes Gesicht und baumelnde Gestalt, der rote Fleck und das reine Wasser in dem Dorfbrunnen — Tausende Aecker Land — eine ganze Provinz von Frankreich — ganz Frankreich selbst — lagen unter dem Nachthimmel in einem kaum sichtbaren haarbreiten Streifen konzentriert. So ruht eine ganze Welt mit allen ihren Größen und Kleinheiten in einem funkelnden Stern. Und wie böse menschliche Wissenschaft einen Lichtstrahl spalten und seine Zusammensetzung analysieren kann, so können erhabene Geisteskräfte in dem schwachen Schimmer unserer Erde jeden Gedanken und jede Handlung, jegliches Laster und jegliche Tugend, jedwedes auf ihr lebenden verantwortlichen Geschöpfes lesen.

Die Defarges, Mann und Weib, erreichten beim Sternenschein in ihrem schwerfälligen Wagen das Tor von Paris, welches das natürliche Ziel ihrer Fahrt war. An dem Wachttause desselben ward — wie gewöhnlich — angehalten und wie gewöhnlich kamen Laternen heraus, um wie gewöhnlich zu fragen und zu examinieren. Monsieur Defarge stieg aus, denn er kannte dort einen oder zwei von den wachhabenden Soldaten und einen von der Polizei. Letzterer war sein vertrauter Freund und er umarmte ihn zärtlich.

Als Saint Antoine die Defarges wieder in seinem Schoß aufgenommen und sie aus der Kutsche ausgestiegen, um ihren Weg zu Fuß durch den schwarzen Schlamm und den Unrat seiner Straßen sorgsam fortzusetzen, fragte Madame Defarge ihren Mann: „Sage, mein Freund, was hat dir Jacques von der Polizei mitgeteilt?“

„Diesmal sehr wenig, aber alles, was er weiß. Es ist ein neuer Spion für unser Quartier angestellt. Es können noch viele andere sein, aber er weiß nur von einem.“

„Gut!“ sagte Madame Defarge und zog die Augenbrauen mit kühler Geschäftsmiene in die Höhe. „So müssen wir ihn in unser Register aufnehmen. Wie heißt der Mann?“

„Es ist ein Engländer.“

„Um so besser. Wie heißt er?“

„Barfad,“ sagte Defarge mit französischer Aussprache. Aber er hatte ihn sich so genau vorzujagen lassen, daß er ihn alsdann ganz richtig buchstabierte.

„Barfad,“ wiederholte Madame. „Gut. Taufname?“

„John.“ (Fortsetzung folgt.)

Verantwortlich: Frau Ahrens; Druck und Verlag: Verlag der „Arbeiterpolitik“ (Karl Becker); sämtlich in Bremen

Arbeiterpolitik

3. Jahrg. **Wochenschrift für wissenschaftlichen Sozialismus.**

Nr. 3

Erscheint wöchentlich einmal.
Redaktion u. Expedition:
Amunderstraße Nr. 23.

Bremen, den 17. Januar 1918

Einzelnummer 20 Pfg. Durch die Post bez.: monatlich 84 Pfg., vierteljährlich 2.50 M. o. Bestellgeld

Inhalt:	
Mobilisierungen	Seite 15
Um den Sozialismus. Von Peter Anruh (Fortf.)	„ 16
Die sozialen Geburtswehen des russischen Volkes	
Von Nikolai Rubakin	„ 18
Aus unserm politischen Tagebuch	„ 20
Feuilleton:	
Zwei Städte. Von Charles Dickens (Fortf.)	„ 21

Mobilisierungen.

Die russische Revolution, welthistorisches Ereignis von höchster Bedeutung, wird erst nach dem Kriege zur vollen Wirkung auf die Geister kommen. Und wer möchte prophezeien, was in Frankreich, in Italien oder sonstwo spätestens dann geschehen wird, wenn mit dem Ende des Krieges die Zeit der großen Abrechnung beginnt?

„Frankfurter Zeitung“ vom 1. Januar 1918.

In den letzten Dezembertagen des dritten Kriegsjahres ist der „Volksbund für Freiheit und Vaterland“ gegründet worden. Es war ein bedeutungsvoller Moment, in dem diese Gründung geschah, und es war nicht minder bedeutungsvoll, daß sie geschah. Die russische Revolution hatte der deutschen Regierung die lange ersehnte Möglichkeit von Friedensverhandlungen im Osten geboten. Die Regierungen der Mittelmächte waren vor die Notwendigkeit gestellt, mit den Vertretern einer sozialistisch-revolutionären Regierung zu verhandeln. Die Kunde von einer siegreich vordringenden Revolution war in alle Welt gedrungen und zu den Ohren des letzten Kämpfers, der letzten Arbeiterin gelangt. Eine sozialistische Revolution hatte einen entscheidenden Schritt zum Frieden getan.

Die russischen Revolutionäre wußten, was sie wollten, und es war von vornherein klar, daß die Grundlagen ihrer Verhandlungen graniten sein würden. Wenn sie vom Frieden redeten, so wußten sie, daß es kein sozialer Frieden sein konnte. Sie waren selbst zu wetterfeste Kämpfer des Klassenkampfes, als daß sie sich hierüber auch nur der leisesten Täuschung hätten hingeben können. Und schließlich wußten sie, daß die russische Revolution nicht allein eine russische, sondern eine internationale Angelegenheit sei.

In dieser hochbedeutenden Situation, der bedeutungsvollsten des ganzen Weltkrieges, wurde in Deutschland der „Volksbund für Freiheit und Vaterland“ gegründet. Gutmütige Gläubige meinten, er sei die Antwort auf die Gründung der „Vaterlandspartei“. Er sei eine Art Gegengründung. Warum wohl! Vaterlandspartei und

Volksbund wollen genau daselbe: sie wollen dem Vaterlande dienen. Sie wollen es jeder in seiner Weise. Aber wenn das Vaterland in Gefahr ist, werden sie zusammenstehen. Sie spielen zwar im Augenblick die feindlichen Brüder, aber sie werden keine Sturm- und Drangtragödien aufführen. Sie werden kein Nebenbuhlerblut vergießen. Es ist nichts, was die beiden Bünde unterscheidet, nichts, als die Phrase, die von der Vaterlandspartei verschmäht wird, weil sie sie nicht nötig hat; die aber beim Volksbund ins Kraut geschossen ist, weil er ohne sie nicht leben kann.

Es ist keine Rede davon, daß diese beiden Gruppen durch unüberbrückbare Gegensätze voneinander getrennt wären, und wenn auch die „Vaterlandspartei“ die politisch-kulturelle Fusionierung der deutschen Schwerindustrie und Großagrarien darstellt, während der „Volksbund“ die politischen und kulturellen Kräfte der Leichtindustrie, des Handwerkertums und des Handels sammelt, so ist doch der Gegensatz zwischen beiden Gruppen im äußersten Falle so scharf, wie etwa der Gegensatz zwischen dem „Zentralverband“ und dem „Bund der Industriellen“, d. h. beide sind auf Verderb und Gedeih mit dem Schicksal des deutschen Imperialismus verbunden. Gegensätze aber, die sich auf diesem gemeinsamen Boden ergeben, sind nie so tief, daß sie einen Kampf auf Leben und Tod herbeiführen könnten; wohl aber werden beide Gruppen in Tod und Leben gegen einen gemeinsamen Feind zusammenstehen.

Nehmen wir ein Beispiel. Die „Vaterlandspartei“ führt die bis heute in Deutschland maßgebende Politik des Konservatismus konsequent weiter. Sie mobilisiert ihre Kräfte also auch gegen die Wahlreform in Preußen. Der „Volksbund“ dagegen hat die „äußere und innere Freiheit“ auf seine Fahne geschrieben; er wird also für die Wahlreform in Preußen eintreten. Gesezt den Fall nun, daß der Widerstand der Konservativen im preußischen Landtag so stark und hartnäckig ist, daß die Mehrheit von Konservativen und Nationalliberalen so unbeugsam ist, daß eine Wahlreform in Preußen auf verfassungsmäßigem Wege nicht durchzusetzen ist. Und gesezt den Fall, daß die preußische Regierung den Verfassungsbruch, die Okroyierung des Wahlrechts nicht riskieren wird. Gesezt also den Fall, die konservativen Kräfte der „Vaterlandspartei“ blieben im preußischen Wahlrechtsschirm Sieger. Würde dann der „Volksbund für Freiheit und Vaterland“ seine Mitglieder zum Kampf gegen die Regierung aufrufen? Würde er seine Kolonnen zu einer illegalen verfassungswidrigen Aktion mobilisieren,

um die innere Freiheit des Vaterlandes unter allen Umständen durchzusetzen? Welcher Phantast in der Welt wäre phantastisch genug, um von den bewährten Stützen von Thron und Altar, die den Aufruf des „Volksbundes“ unterzeichnet haben, zu erwarten, daß sie sämtliche Nester abhauen sollten, auf denen sie sich sicher und wohlbewahrt eingerichtet haben!

Solange die Gestirne ihre Bahnen nicht rückwärts nehmen und solange aus Elefanten keine Haiische geboren werden, solange wird auch dieses Wunder nicht geschehen.

Der Zweck der Uebung ist vielmehr ein ganz anderer. Eines der Mitglieder des Ausschusses des „Volksbundes“, der Vorsitzende der Gesellschaft für soziale Reform, der bekannte Freiherr v. Berlepsch, schrieb im Jahre 1906 in einer kleinen Schrift: „Warum betreiben wir die soziale Reform?“:

Was die Sozialdemokratie gefährlich macht, das sind nicht die Ziele, sondern die Wege, auf welche sie ihre Anhänger verweist, das ist die absolute Absonderung der Arbeiterschaft von allen anderen Bevölkerungsklassen, von der Gemeinsamkeit des Vaterlandes, der staatlichen Ordnung, das ist die Erbitterung, die sie erzeugt, das ist der Klassenkampf und der Klassenhaß, den sie braucht, das ist das Streben nach der ausschließlichen politischen Herrschaft des Proletariats.

Nicht die Sozialdemokratie zu beseitigen, kann die Aufgabe unsichtiger Politiker sein, weil sie hieran umsonst arbeiten würden, sondern die Hindernisse zu beseitigen, die der Umwandlung der Sozialdemokratie, wie sie jetzt ist, in eine Arbeiterpartei entgegenstehen, die ohne Klassenhaß und ohne Vernichtungskrieg gegen das Bestehende, im Wege der Reform und der Entwicklung der Arbeiter den Platz an der Sonne zu erkämpfen sucht, auf den sie Anspruch haben, wie jeder andere Staatsbürger.

Das war im Jahre 1906. Zehn Jahre später stehen die Führer der sozialdemokratischen Gewerkschaften an der Seite des Freiherrn v. Berlepsch. Klassenkampf und Klassenhaß der Sozialdemokratie hat der Sturm des Weltkrieges hinweggefegt. Sie ist zur bürgerlichen Reformpartei geworden. Sie steht in einer Front mit denen, die für das Bestehende, die staatliche Ordnung, kämpfen. Und sie richten die gemeinsame Front gegen diejenigen, die auf dem Wege des Klassenkampfes der Zukunft der Arbeiterklasse entgegenmarschieren.

„Vaterlandspartei“ und „Volksbund“: beide mobilisieren die politischen und kulturellen Kräfte gegen den Klassenkampf. Im Lager des „Volksbundes“ steht auch die Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands, der Diktator der sozialdemokratischen Politik, Legien, gehört dem „Arbeitsausschuß“ an, Siebel, Leipart, Paepelow, Sachse sind „Mitglieder des Ausschusses“. Was in den Büchern vom „inneren Frieden“, die Herr Thimme veranstaltete, zunächst theoretisch postuliert wurde, gewinnt immer greifbarere organisatorische Gestalt. Die sozialdemokratischen Gewerkschaften sind, wie die Sozialdemokratie selbst, in die Kampffront gegen den Sozialismus eingeschwenkt. Die sozialistischen Arbeiter können keine Gemeinschaft mehr mit ihnen haben; der Zusammenbruch der Gewerkschaften ist der zweite große Krach, der dem Zusammenbruch der Partei folgen muß. Die Lage klärt sich von Tag zu Tag mehr.

Alle große politische Aktion besteht in dem Aussprechen dessen, was ist, und beginnt damit. Alle politische Kleingeisterei besteht in dem Verschweigen und Bemänteln dessen, was ist.

Lassalle: Politische Auffäge. (1863.)

Um den Sozialismus.

Von Peter Anruh.

3.

Unter den zahlreichen Stellen aus Marx, die den Weisen der bürgerlichen Nationalökonomie, sowie den Widerstrebenden des Marxismus jeglicher Observanz zu Steinen des Anstoßes geworden sind, befindet sich auch das berühmte Wort von der Expropriation der Expropriateure aus dem 24. Kapitel des ersten Bandes vom „Kapital“. Da es im Zusammenhange unserer Darlegungen seine besondere Bedeutung hat, wollen wir es noch einmal hierherheben:

Was jetzt zu expropriieren, ist nicht länger der selbstwirtschaftende Arbeiter, sondern der viele Arbeiter ausbeutende Kapitalist. Diese Expropriation vollzieht sich durch das Spiel der immanenten Gesetze der kapitalistischen Produktion selbst, durch die Zentralisation der Kapitale. So ein Kapitalist schlägt viele tot. Hand in Hand mit dieser Zentralisation oder der Expropriation vieler Kapitalisten durch wenige entwickelt sich die kooperative Form des Arbeitsprozesses auf stets wachsender Stufenleiter, die bewußte technische Anwendung der Wissenschaft, die planmäßige Ausbeutung der Erde, die Verwandlung der Arbeitsmittel in nur gemeinsam verwendbare Arbeitsmittel, die Dekonditionierung aller Produktionsmittel durch ihren Gebrauch als Produktionsmittel kombinierter, gesellschaftlicher Arbeit, die Verschlingung aller Völker in das Netz des Weltmarktes und damit der internationale Charakter des kapitalistischen Regimes. Mit der beständig abnehmenden Zahl der Kapitalmagnaten, welche alle Vorteile dieses Umwandlungsprozesses usurpieren und monopolisieren, wächst die Masse des Glends, des Druckes, der Knechtschaft, der Entartung, der Ausbeutung, aber auch der Empörung der stets anschwellenden und durch den Mechanismus des kapitalistischen Produktionsprozesses selbst geschulten, vereinten und organisierten Arbeiterklasse. Das Kapitalmonopol wird zur Fessel der Produktionsweise, die mit und unter ihm aufgebüht ist. Die Zentralisation der Produktionsmittel und die Vergesellschaftung der Arbeit erreichen einen Punkt, wo sie unerträglich werden mit ihrer kapitalistischen Hülle. Sie wird gesprengt. Die Stunde des kapitalistischen Privateigentums schlägt. Die Expropriateure werden expropriert.

Was hier an ökonomischen Tatsachen prophetisch angekündigt wurde, ist Wort für Wort in Erfüllung gegangen: die Zentralisation der Kapitale, der Todeskampf der Kapitalisten untereinander, die fortschreitende Kooperation des Arbeitsprozesses, der Siegeszug der wirtschaftlichen Anwendung der Technik usw., und kein bürgerlicher Volkswirtschaftler leugnet sie. Höchstens begegnet man hier und da Vertretern des Anarchismus, die die Konzentration des Kapitals, seine Akkumulation leugnen. So Landauer in seinem bekannten „Aufruf zum Sozialismus“. Hingegen machen die bürgerlichen Nationalökonomien die Konzentration des Kapitals immer wieder zum Gegenstand eingehender Untersuchungen. Die Tatsachen reden denn auch zu vernehmlich. Wie will man die ganzen modernen Zusammenlegungen der Kapitalien behufs gleichzeitiger wirtschaftlicher Leistung, wie will man das Aktienwesen, die Kartelle, die Entwicklung der Großbanken, wie will man schließlich den ganzen Imperialismus und seinen gegenwärtigen Krieg in den wirtschaftlichen Grundlagen anders erklären, als durch die Akkumulation und Konzentration des Kapitals? Und es gibt heute keinen Industriezweig von einiger Bedeutung, der nicht mindestens die Spuren der Kapitalkonzentration erkennen ließe; von jenen gewaltigen Trägern der modernen Produktion, der Montans, Eisens, elektrischen und chemischen Industrie ganz zu schweigen, die unrüttelbar in das Erdreich der Kapitalkonzentration

eingestampft sind. In diesen von Marx klar erkannten ökonomischen Tatsachen liegen aber die wesentlichen objektiven Vorbedingungen des Sozialismus, soweit sie durch den Kapitalismus selbst entwickelt werden mußten. Und als Tatsachen werden diese Erscheinungen, wie gesagt, auch von den bürgerlichen Nationalökonomien nicht geleugnet.

Anders jedoch steht es um die Schlußfolgerungen, die aus diesen Tatsachen gezogen werden. Während der wissenschaftliche Sozialismus diesen Stand der Dinge als den Punkt erkennt, auf dem der Kapitalismus dem Sozialismus Platz machen muß, erblicken die bürgerlichen Nationalökonomien in ihnen eine Etappe der Entwicklung des Kapitalismus zu höheren kapitalistischen Formen. Das ist nun freilich ein fundamentaler Unterschied, und es ist zugleich der Punkt, an dem sich nicht nur die Geister, sondern ganze Welten scheiden. Es ist der Punkt, an dem sich endgültig entscheidet, wer Sozialist ist und wer es nicht ist. Die Linksradikalen aber zeichnen sich vor allen anderen sozialistischen Richtungen noch dadurch aus, daß sie den Zeitpunkt der Ablösung des Kapitalismus durch den Sozialismus für gekommen errachten. Und das eben gilt es zu beweisen.

Die Kapitalkonzentration haben wir die wichtigste objektive Vorbedingung des Sozialismus genannt. Aber das ist nur die eine Seite der Sache, ihre ökonomische Seite. Der Reifegrad des Kapitalismus wird auch bestimmt durch die im Kapitalismus wirkenden und durch ihn selbst hervorgebrachten Widersprüche und Gegensätze.

Alle Volkswirtschaft hat die Aufgabe, das Verhältnis von Produktion und Konsumtion zu regeln. Nun ist aber eine wiederum selbst von bürgerlichen Nationalökonomien nicht bestrittene Tatsache, daß zu keiner Zeit das Verhältnis von Produktion und Konsumtion ein so widerspruchsvolles war, wie gerade unter dem modernen Kapitalismus. Schmoller legt das ganz besonders eingehend dar und er verschweigt auch nicht, daß die treibende Kraft dieser Widersprüche die Profitgier der großen Unternehmer ist. Das ist es: in jeder gesunden Volkswirtschaft besteht ein reguliertes und stets regulierbares Verhältnis von Angebot und Nachfrage. In der modernen kapitalistischen Produktion überwiegt einerseits das Angebot die Nachfrage, andererseits findet die Nachfrage ein mangelndes Angebot vor. Es richtet sich eben alles danach, wo dem Unternehmertum die größten Profite winken, und so kann es vorkommen, daß Produkte, für die auf dem heimischen Markt nur eine ganz geringe Nachfrage besteht, im Uebermaße hergestellt werden, sei es, daß die Produktionsmittel einmal auf ihre Herstellung eingestellt sind, sei es, daß absichtlich im voraus produziert wird, sei es, daß mit einem erhöhten Absatz auf dem ausländischen Marke gerechnet wird. Und umgekehrt kann es vorkommen, daß nach gewissen Produkten eine starke Nachfrage besteht, die aber nicht befriedigt wird, weil die Herstellung anderer Produkte für den Unternehmer lohnender ist. So ist überall der Profit die treibende Kraft der Produktion. Er wirft sie aus den geordneten Bahnen heraus und stürzt sie in Widersprüche und Konflikte.

Aber weiter. Die größte Nachfrage wird sich, besonders bei zunehmender Bevölkerung, stets auf die Nah-

rungsmittel erstrecken. Nun ist in den entwickelten Ländern aber die Hauptproduktion gerade auf solche Dinge gerichtet, die als Nahrungsmittel nicht in betracht kommen: Kohle, Eisen, chemische Präparate, elektrischer Strom. Für diese Erzeugnisse bietet aber auch der einheimische Markt immer nur beschränkte und jedenfalls stark wechselnde Absatzmöglichkeiten. Es kann vorkommen, daß vorübergehend eine eminente Nachfrage, beispielsweise nach Eisenbahnschienen, Lokomotiven usw. einsetzt. Die Industrie wirft sich mit Wucht auf diesen Zweig. Neue Produktionsmittel, neue Fabriken werden auf ihn eingestellt. Allein, das Bedürfnis ist bald gesättigt. Die Produktion aber geht weiter. Sie hat meist schon vorher weit über den Bedarf hinaus gearbeitet. Die moderne Produktionsmaschinerie, einmal mit voller Kraft in Gang gebracht, entwindet sich den Händen ihrer Beherrscher und treibt über die ursprünglichen Absichten weit hinaus. Eine Ueberproduktion setzt ein, die unmittelbar zur Krisis führen kann, wenn nicht schleunigst andere Absatzgebiete gefunden werden. Und sie werden gefunden.

Aber nun beginnt ein rasender Konkurrenzkampf auf dem Weltmarkt. Von allen Seiten werden die gewaltigsten Anstrengungen gemacht. Auch hier droht die Ueberflutung. Und die Produktion arbeitet umso schrankenloser, als sie durch das moderne Kreditssystem immer wieder gespeist wird. Die Eroberung des Weltmarktes, das ist jetzt das Ziel der großen einheimischen Industrien. Und, da die nationalen Bourgeoisien der kapitalistischen Länder ihre Absatzmärkte an den noch unentwickelten Stellen der Erde suchen, so verschaffen sie sich nicht selten nach dem Muster des Erbkönigs mit Gewalt Eingang zu den fremden Märkten. So geht ihr Streben dahin die Industrieerzeugnisse in übergroßer Fülle für den Weltmarkt bereit zu stellen, und es spielt für sie nur eine untergeordnete Rolle, ob die Nahrungsbedürfnisse der einheimischen Arbeiter durch diesen Prozeß befriedigt werden oder nicht. Es kann sehr wohl vorkommen, daß der Absatz an Eisenschienen, Trägern, Lokomotiven usw. Ländern zuließt, die nur eine beschränkte Nahrungsmittelausfuhr haben. Ueber dieses alles sorgen die einheimischen Großagrier mit Fleiß dafür, daß die Einfuhr durch die Schutzzollmauern ständig erschwert bleibt, sodaß zu allem Ueberflusse die Nahrungsmittelpreise trotz erhöhter Bedürfnisse künstlich in die Höhe getrieben werden.

Dazu kommt, daß die Kaufkraft der arbeitenden Massen infolge hoher Preise und niedriger Löhne, periodischer Arbeitslosigkeit weit hinter den natürlichen Bedürfnissen zurückbleibt, was seinerseits wieder störend und stockend auf den Gang der Produktion zurückwirkt.

Aus den Widersprüchen zwischen Produktion und Konsumtion, zwischen Angebot und Nachfrage, entwickeln sich nun die mannigfaltigen Störungen, die den kapitalistischen Wirtschaftskörper immer wieder durchzittern und die wie rückfällige Krankheiten mit immer größerer Heftigkeit auftreten. Zahllos sind die sich hieraus ergebenden Konflikte: eine aus Schwindelhaftigkeit grenzende Ueberproduktion auf der einen Seite, Massenarmut auf der anderen Seite. Ein märchenhafter Luxus dort, ein Massenelend hier, das das menschliche Dasein auf den bitteren Kampf um Hemd und Brot herabdrückt. Ein unausgesetztes Stampfen der Produktionsmaschinerie, und doch

das Anschwellen einer industriellen Reservearmee zu unheimlich düsterer Größe, das Heranziehen immer größerer Scharen ausländischer, weil billigerer und leichter zählbarer Arbeiter. Ein Milliardenstrom in den Reservoiren und Pumpwerken der Banken, und dabei das trostlose Geklimper der Pfennige in den Westentaschen der Arbeiter.

Von allen Gegensätzen und Widersprüchen das Fundamentale ist eben das Verhältnis von Kapital und Arbeit, ein Gegensatz, der schließlich zum weltbeherrschenden Triebfeder der ganzen gesellschaftlichen Entwicklung wird.

Es gibt keinen bürgerlichen Nationalökonom, der ein Mittel anzugeben wüßte, wie die Krisen des Kapitals zu beseitigen seien. Und selbst die optimistischen unter ihnen finden sich mit ihnen doch als mit den für den Kapitalismus „charakteristischen“ Erscheinungen ab. Es sind nur Palliativmittel, die sie vorschlagen und die aus dem wirtschaftlichen Organismus des Kapitalismus selbst geboren sind: die Diskontpolitik der Banken, die Kartelle und dergleichen mehr. Sie alle gehen dem Uebel nicht an die Wurzel, und gerade von den Kartellen, deren Tätigkeit sich wenigstens zum Teil auf die Produktion erstreckt, wissen Kundige zu sagen, daß sie die auf sie gesetzten Hoffnungen sehr getäuscht haben.

Es ist klar, daß alle diese Verhältnisse durch Kriegzeiten eine erheblichere Verschärfung erfahren müssen. Doch lassen wir lieber einen bürgerlichen Autoren reden, der ganz gewiß nicht revolutionärer Triebe und Absichten verdächtig ist. Koscher sagt in seinem „System der Volkswirtschaft“, nachdem er die unmittelbare kritische Wirkung des Krieges auf Produktion und Konsumtion geschildert, über die Verhältnisse nach Friedensschluß:

Selbst die Wiederherstellung des Friedens nach langem Kriege pflegt eine Abzackrisis herbeizuführen, umso heftiger, je plötzlicher der Friedensschluß. Viele Tausende von tüchtigen Arbeitern kehren jetzt unvorbereitet zum Pflug, Webstuhl usw. zurück. Der riesenhafte gewachsene Zweig der Volkswirtschaft, der Kriegsbedürfnissen diente, schrumpft plötzlich wieder ein. Auch das Wegfallen so vieler gewohnter Steuern und Anleihen muß einen gewaltigen Stoß bewirken. Noch erschütternder kann unter Umständen die Rückkehr des Handels in seine zwar natürlichen, aber jahrelang unterbrochenen Kanäle sein. Ueberhaupt aber läßt sich ein Volk, das kriegerische Anstrengungen macht über sein Einkommen hinaus, einem Verschwenker vergleichen, in dessen Umgebung alles den Schein des Reichtums haben kann. Aber alles ist, vom Standpunkte der ganzen Volkswirtschaft betrachtet, nur Täuschung; obwohl viele Einzelne, gerade wie bei jenem Verschwenker, dafür interessiert sind, daß die Täuschung lange fortdauere. Kommt die Nation endlich zur Besinnung, so muß der Stoß des Anhaltens umso erschütternder wirken, je rascher das Bergablaufen gewesen. (Band 3, Seite 1051.)

Dabei hat Koscher bei dieser Gelegenheit noch nicht einmal der ungeheuren Quantitäten ungedeckten Papiers gedacht, die von den bürgerlichen Nationalökonomten stets als höchst verdächtige Zerrüttungssymptome angesehen werden. Als abschreckendes Beispiel führen sie gern die Assignatenwirtschaft der französischen Revolution an, die bekanntlich dahin führte, daß man mit den bemalten Scheinen die Zimmer tapezierte. Abschreckend, wie die Revolution selbst, erscheint ihnen auch das Assignatensystem. Aber es sind nicht allein Revolutionäre, die auf diesen finanztechnischen Spuren wandeln.

Summa: Es gibt keinen Ausweg aus den Wirrnissen, den Widersprüchen und Gegensätzen, den anarchischen Zuständen auf dem Boden des Kapitalismus selbst. Es gibt nur eine Lösung: den Sozialismus.

(Schluß folgt.)

Die sozialen Geburtswehen des russischen Volkes.

Von Nikolai Rubakin.

(Schluß.)

2.

Wenden wir uns jetzt, ohne die schöpferische Arbeit der Nation aus dem Auge zu verlieren, der russischen Anarchie zu. Ich wiederhole, um Mißverständnisse zu vermeiden, daß sie sehr groß ist, kein Freund des russischen Volkes wird das ableugnen können. Lassen wir alle jene beiseite, denen die Anarchie vorteilhaft ist, u. a. also alle bewußten Urheber der Anarchie, wie z. B. die Feinde der Revolution und des Sozialismus, alle Freunde des Zarismus, die große Mehrheit der höheren Geistlichkeit, die vom Volke en canaille behandelt wird, usw. Betrachten wir die russische Anarchie von einer anderen Seite. Die Frage über die Ursachen der Anarchie ist aufs engste mit der Frage über den Maximalismus und über den Sieg der Leninisten verbunden. Zwei Hauptfaktoren des gegenwärtigen Augenblicks der russischen Geschichte liegen der russischen Anarchie zugrunde: die Agrarfrage und der Krieg. Beide gehören untrennbar zu einander. Der Oberst K. Oberutschew, ein hervorragender russischer Revolutionär, Politiker und Publizist, definiert das Wesen der russischen Anarchie folgendermaßen: „Alle fordern irgend etwas, alle sprechen von ihren Rechten, aber fast niemand spricht von seinen Pflichten.“

Das schreibt mir ein Mensch, der am heißesten Herde des russischen Lebens steht. Und er hat recht. Seine Worte zeigen, daß die Persönlichkeit des russischen Menschen gegenwärtig bestrebt ist, die Rahmen des noch nicht vollkommen zerstörten alten Regimes energisch und intensiv zu sprengen. In den übrigen europäischen Revolutionen konnte man dieselbe Erscheinung beobachten, wenn auch lange nicht im gleichen Maße, — nicht einmal im Jahre 1789. Die Persönlichkeit will sich selbst ihr Leben schaffen und gestaltet deshalb die ganze bisherige Ordnung um. Die schöpferische Arbeit im Innern (besonders auf dem Gebiete der Agrarfrage) ist der natürliche Gegner der Frontinteressen, das heißt des Krieges. Das russische Volk war von 1914 an gegen den Krieg, und hat sich nie von ihm hinreißen lassen. Seit dem März 1917 kämpft das russische Volk für sein Recht, keinen Krieg zu führen.

Dieser Kampf hat rasch viele Millionen russischer Menschen im Lande wie an der Front begeistert. Unberührt vom Widerwillen gegen den Krieg blieb nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der Bevölkerung, — die Bourgeoisie, von der ein großer Teil durch den Krieg reich geworden ist und die jusqu'au'boutistische Intelligenz. Nun sagt man zwar, daß in allen kriegführenden Ländern „niemand den Krieg wünsche“. Wir alle wissen, daß diese allmenschlichen Tendenzen in Rußland den größten Widerstand bei den obersten Gesellschaftsschichten gefunden hatten. Die temporäre Regierung, die sich kontraktlich den Verbündeten verschrieben hatte, forderte vom Volke hartnäckig den Krieg und die Offensive. Das Resultat war der Zusammenbruch mit seinen Folgen. Irgend einmal wird natürlich eine unparteiische und erstaunliche Geschichte diese Vorgänge geschrieben werden.

Dann wird es vollkommen klar werden, warum die Kadetten bei den Massen ihr Prestige verloren hatten, warum Kerenski nicht Lenin zu besiegen vermochte.

Dieser hatte die unzweideutige Losung ausgegeben: „Frieden um jeden Preis“. Und diese Losung entspricht in jeder Hinsicht sowohl der Lage der Dinge in Rußland (denn Rußland kann schon seit 1915 nicht mehr kämpfen), als auch dem Wunsche des Volkes, weil das Volk nicht länger Krieg führen will. Die Losung „Frieden“ hat die Volksmassen veranlaßt, sich den Maximalisten anzuschließen. Größtenteils aus dem gleichen Grunde verloren zuerst Miljukow, dann Kerenski und schließlich sogar die Sozialrevolutionäre ihren Einfluß auf die Massen, trotzdem das Agrarprogramm der Sozialrevolutionäre jedem Bauernherzen teuer war. Auch die Bauern schlossen sich Lenin an, und er kam ihnen entgegen und nahm die Hauptlösung der Sozialrevolutionäre in sein Programm auf. (Im Jahre 1903 war Lenin in seinen Büchern noch ein Gegner der Uebergabe des Bodens an das Volk.) Es war aber unmöglich, das Leninsche Programm mit Hilfe der provisorischen Regierung zu verwirklichen.

Erinnern wir uns, daß Fürst Lwow und einige andere Kadetten gegen das Agrarprogramm der Sozialisten waren und deshalb aus der Regierung ausschieden. Außerdem trat schon gleich bei Beginn der Revolution klar zutage, daß eine doppelte Macht ans Ruder gekommen war: einerseits — die Macht des Volkes, und zwar der arbeitenden Klassen, in Gestalt der Soldaten-, Arbeiter- und Bauerndeputiertenräte, die den Frieden anstrebten, und andererseits die Macht der übrigen Gesellschaftsklassen, in Gestalt der provisorischen Regierung. Alle Parteien bemühten sich anfangs, eine Koalitionsregierung zustande zu bringen.

Lenin begriff aber, daß bei einer solchen Regierung der Friede ad calendae graecas vertagt werden würde. Lenin begriff, daß die Friedensfrage nur dann tatsächlich an die Tagesordnung kommen könne, wenn sich die ganze Macht des Landes in den Händen der arbeitenden Klassen, in den Händen der wahrhaften Volksorganisationen, befände. Denn sie hatten die Revolution gemacht, sie wünschten keine Minute länger Krieg zu führen. Derartige Organisationen waren von Anfang an die Arbeiter-, Soldaten- und Bauerndeputiertenräte.

Die Novemberumwälzung bedeutet ihren Sieg, sie beendete die oben gekennzeichnete Doppelherrschaft bei der Zentralregierung. Die Aushebung dieser Doppelherrschaft war ein Faktor von so gewaltiger Bedeutung, daß schon dank ihm allein (selbst wenn man von der glücklich gewählten Losung absieht) die verhältnismäßig kleine Gruppe der Maximalisten stärker wurde, als die Regierung Kerenskis. Diejenigen, die auf einen Sieg des letzteren und auf einen Zusammenbruch des „Maximalismus“ schon wenige Tage nach der Novemberumwälzung hofften, hatten sich schwer geirrt. Diese Optimisten hatten vergessen, daß die Maximalisten nicht durch ihre Doktrinen stark geworden waren, sondern durch zwei scharf und bestimmt ausgegebene Losungen: „Friede“ und „Land“. Die Regierung, die zu einem Teil für den Krieg und gegen die Uebergabe des Bodens an das Volk war, konnte sich natürlich nicht auf das Vertrauen des Volkes stützen.

Was wir „Maximalisten“ nennen, sind also nicht die eigentlichen Maximalisten, sondern alle Anhänger der beiden vereinten Losungen: „Frieden und Land!“ Die Macht Kerenskis ging unter, weil er ein Gegner der Friedenslosung war; die Macht der Kadetten — weil sie Gegner der Landverteilungslosung waren. Das Hinausschieben der konstituierenden Versammlung vergrößerte noch die Unzufriedenheit mit Kerenski und den Kadetten. Lenin begriff die Sachlage — und das Resultat ist die Festigkeit des Leninschen Regimes, die alle Erwartungen seiner Feinde enttäuscht hat. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird sich sein Regime halten.

Die Kosaken Kaledins, Kornilows, Dutows und anderer Atamane werden von den stark pazifistisch gesinnten Frontsoldaten niedergekämpft werden. Die Kosaken sind weniger zahlreich als das Frontheer. Auch sind sie nicht im Besitz von Waffen. Die Maximalisten haben 10 000 Gewehre, die die provisorische Regierung den Kosaken zu schicken versuchte, in Petersburg zurückgehalten. Die Lebensmittelzufuhr abzuschneiden ist ein zu gefährliches Mittel: hungrige Soldaten sind wie Tiere — nachdem sie die Kosaken bezwungen haben, werden sie auch gegen den verhältnismäßigen Landreichtum der Kosaken Maßnahmen ergreifen; auch die Kosakländerien werden nach einem Siege über die Kosaken der allgemeinen Aufteilung verfallen. Während auf einen Kosakenhof durchschnittlich 52,7 Desjatinen kommen; umfaßt ein Bauernhof im europäischen Rußland nur 6 bis 12 Desjatinen. Es ist deshalb nicht weiter verwunderlich, wenn ein Teil der Kosaken jetzt nicht mehr hinter Kaledin steht und die meisten sich vor der Landaufteilung fürchten.

Die Maximalisten Lenins haben noch einen Vorzug: sie sind unbedingt aufrichtig. Sie wollen nichts verbergen. Sie dienen unbeugsam den von ihnen proklamierten Prinzipien. Sie kennen keine Hintertüren, keine „Schleichwege zum Rückzug“, keine Reservationen. Sie reden und handeln reinlich nach der Maxime: „Was ist, das ist!“ Der Charakter Lenins — der nebenbei gesagt ein sehr starker ist — hilft ihnen dabei. Lenin ist gradlinig. Er hat einen klaren Verstand, besitzt organisatorische Fähigkeiten und ist zu gleicher Zeit ein — Despot. Außerdem ist er ein Fanatiker seiner Sache, der sein Ziel mit allen Mitteln verfolgt. Das stößt viele von ihm ab. Bestimmtheit ist indessen immer eine Macht. Von 1900 bis 1917 hat Lenin das in seiner Partei bewiesen. Er hat sie zentralistisch organisiert. Er ist eine disziplinierte Kraft, die ihre Wurzeln, dank bestimmt gewählter Losungen, in der Volksmasse hat. Die Macht dieser Losungen ist folgende: es ist sehr möglich, daß wir morgen schon von einem sozialistischen Koalitionsministerium in Rußland hören, und in einigen Monaten von einer Koalition mit den Kadetten; aber auch diese Ministerien werden die gleichen Losungen verwirklichen müssen: „Friede“ und „Land“.

Wenn die Konstituante von neuem eine Doppelherrschaft hervorbringen und nicht beide Leninsche Losungen verwirklichen wird, so wird die Anarchie in Rußland nicht aufhören. Nur die Verwirklichung beider Losungen wird die Anarchie bis auf die Wurzel vernichten, wenigstens bei der ungeheuren Mehrzahl des russischen Volkes, bei seinem besten Teil. Wenn die Ursachen der Anarchie beim besten Teil des russischen Volkes aufgehoben werden

sind, wird man auch der Anarchie des schlechteren Teiles Herr werden können.

Das ist die Bedeutung der Novemberumwälzung. Die Anarchie ist nur ihr Schaum, nicht ihr Wesen. Denn die Anarchie ist für alle jene Parteien, die gegen die Leninisten kämpfen (sind es nun Zaristen oder Bourgeois) ein ebenso natürliches wie notwendiges Kampfmittel, mit Hilfe dessen sie die Leninisten zu diskreditieren und die Volksmassen auf ihre eigene Seite, auf die Seite der „Ordnung“, zu locken versuchen.

Das ist die gegenwärtig sich abspielende Tragödie des russischen Volkes. Und im Wirbel dieser Tragödie wird schöpferische Arbeit für eine Zukunft getan, die sich auf den neuen Grundlagen des Friedens, der Gerechtigkeit und des Rechts erheben wird.

Noch gehen Menschen unter. Noch wird Blut vergossen. Aber die neuen Prinzipien werden durch dieses Blut zu wirklichem Leben gestaltet.

Aus unserm politischen Tagebuch.

13. Januar.

Sie haben wirklich Pech, die tapferen Ritter von der unabhängigen Partei. Die Geschichte ging bereits los, als die berühmten Axtzehn noch im Mutterschoß der sozialdemokratischen Fraktion zappelten. Ihr erstes Lebenszeichen bestand darin, daß sie die Kredite mit einer Begründung verweigerten, die den französischen Sozialpatrioten Munition für ihren Ueberfall auf die Zimmerwaldisten lieferte. Sie begriffen den Verrat, den sie an der französischen Opposition begangen hatten und hörten fortan auf, von der Landesverteidigung zu reden. Dafür zogen sie nun einen lahmen Gaul nach dem andern aus dem Stall des Sozialpazifismus. Zuerst kamen die internationalen Schiedsgerichte an die Reihe. Sie humpelten und keuchten, die armen Viecher. Sie waren die richtigen Lungenpfeifer. Aber das schönste war, daß sie von Herrn Woodrow Wilson, dem Präsidenten der amerikanischen Militärdiktatur, als Demokrat neugebackener Trübsinnigkeit und Hochhuzuzöllner, mit großer Windbeutelerei aufgeplustert wurden. Die Herren Haase und Ledebour in der Seitengemeinschaft des Herrn Woodrow Wilson! Das war Pech und war fatal. Ebenso ging es mit der Abrüstungsgedankenlosigkeit. Auch hier trat Herr Wilson für die deutschen „Unabhängigen“ ein. Als nun der alte Schinder nicht mehr ziehen wollte, mußte der Friede ohne Anmerkungen daran glauben. Und siehe da! Schon kam der Block von Erzberger bis Scheidemann, wälzte sich mit seiner fogen. Friedensresolution über die armen Unabhängigen und zerquetschte sie zu Orus und Mus. Zuletzt versuchten sie es dann mit dem Selbstbestimmungsrecht der Völker. Ha, das war ein Klepper; an dem kann keener! Und die Herren Haase und Ledebour warfen sich in die Brust: nun man 'ran, wenn's eener wagt! Aber da kam ein neuer Kanzler, der in diplomatischen Dingen wohl erfahren war. Der erklärte im Namen der deutschen Regierung feierlichst: Wir halten dafür, daß die Völker über ihr Geschick selbst zu bestimmen haben. (Der Kanzler, der also sprach, war kurz vorher ernannt worden.) Klackeradoms, klirrten die Fenster Scheiben bei den Unabhängigen. Die wohlgezielten Kabaljensteine der Regierung waren mitten hineingefegt. Der hohe Rat der Haasen sah verduht und stumm; denn von der anderen Seite, von der Donau her, hagelte es ebenso in ihre Bude hinein. Hier verkündete Herr v. Seidler die neue große Lehre vom Selbstbestimmungsrecht. Was tun? Gott sei dank! Da ganz hinten in der Ecke steht noch eine alte Mähre: die vereinigten Staaten von Europa. Papa Kautsky hatte sie schon einmal geritten; aber er war wieder abgeseifen, weil das Vieh zu sehr bockte. Nun aber besteigt Ledebour, der tapfere Ritter Georg, die Kozinante und kleppert mit ihr in die Arena des Reichstages. Feierlich verkündet er: Wenn Europa mit den vereinigten Staaten von Amerika erfolgreich konkurrieren wollen, so bleibt ihm kein anderer Weg, als die Vereinigten Staaten von Europa zu bilden. So sprach bedeutungslos Herr Ledebour, der große Sozialist, der kein anderes Heilmittel sieht als eine imperialistische Staatenvereinigung; wenn dieses Ungetüm überhaupt möglich wäre.

Das kommt davon, wenn Herr Herzfeld nur das Interesse

der deutschen Arbeiter in bestimmten Fragen als theoretisch bezeichnet, wenn Herr Dittmann seine Hände in Unschuld wäscht, wenn Herr Henke den Linksradikalen „den mehr als reichlichen Gebrauch des Wortes Massenaktionen“ vorwirft, wodurch er den wohlverdienten Beifall der Bremer Sozialpatrioten einheimste, die es „erfreulich“ fanden, „daß Henke die Phrase von der „Politik der Tat“ und der „Massenaktionen“ so scharf kritisierte“. Da ist es freilich kein Wunder, wenn die braven Unabhängigen einen Reinfall nach dem andern erleben und wenn die Partei langsam zum Sammelbecken der sozialpatriotischen Eroßionsprodukte und zum Heimathafen für sozialpatriotische Schiffbrüchige wird. Es sind kürzlich ja wieder ihrer drei oder vier angekommen. Eines Tages wird das pazifistische Schlammassel wohl soweit sein, daß der große Versöhnungstag gefeiert werden kann. Und dann gibt es wieder nur Scheidemänner in der deutschen Sozialdemokratie. Geseget sei der Tag.

14. Januar.

Engelbert Bernerstorfer ist tot. Ein Stück österreichischer Geschichte wird mit ihm zu Grabe getragen. Bernerstorfer war ein verspäteter Nachfahre der Demokraten des Jahres 1848, gleich ihnen durchaus national, gleich ihnen von großem sozialen Verständnis, gleich ihnen kein Sozialist im modernen Sinne. Der Begriff des Klassenkampfes war ihm durchaus fremd gewesen. Als zahlreichste Schicht der Nation, nicht als Glied einer internationalen Schicksalsgemeinschaft, erschien ihm, dem „wahrhaft Nationalen“, die Arbeiterklasse. Ein echter deutscher Demokrat war er gewesen. Schon zu Beginn seiner Laufbahn, da er mit Friedjung und Schönerer die alldeutsche Bewegung schuf, wie später, da er mit dem Kosmopoliten Kronawetter im Abgeordnetenhaus vereinsamt und verhöhnt die Interessen der vom Wahlrechte ausgeschlossenen Arbeiter vertrat, hat er zielicher und unentwegt sich als sozial aufgeklärter Nationaler bewährt. Unvergessen werden seine Verdienste bleiben, die er als bürgerlicher Abgeordneter sich in jenen trüben Zeiten der Not und Verfolgung um die Arbeiterbewegung erwarb. Als das Wahlrecht erweitert und die allgemeine Kurie geschaffen wurde, tat Bernerstorfer einen für ihn, wie für die Arbeiterbewegung verhängnisvollen Schritt, er wurde Sozialdemokrat! Ohne seine Gesinnung zu ändern, ohne seine Taktik umzuwandeln zu wollen, brachte er all seine Vorurteile, alle seine vom nationalen Standpunkte untrennbare Beschränkung mit herüber in das Lager der Arbeiter. An seinen Namen knüpfte sich jene eigenartige Taktik, welche dem Nationalisten das „wahre Nationalinteresse“, dem Amerikaner das „wahre Christentum“ entgegensetzte und so die Massen des klassenbewußten Proletariats wohl zu „echten Deutschen“, „wahrhaft Religiösen“ und schließlich als die Woge des deutschen Treidentismus vereift war, zu guten „Deutschen Desterreichern“, statt zu Sozialdemokraten erzog.

Das deutsche Bürgertum hatte mit dem österreichischen Staate Frieden geschlossen, im Rahmen des österreichischen Staates, für das Interesse des Gesamtvolkes! Dies die Parole. Mit dem Bürgertum, das nicht mehr gegen den Staat seine Selbstbestimmung, sondern im Staate um seine Vorherrschaft rang, hat Bernerstorfer seine radikale Vergangenheit liquidiert. Die Sozialdemokraten gingen in die Hofburg, der erwählte Vizepräsident des Volkshauses zum Kaiser. Im Kriege hat der alte flotte Korpsstudent seiner nationalen Vergangenheit die Treue gewahrt. In der „Gleichheit“, wie in offenen bürgerlichen Blättern hat Bernerstorfer seinen ehrlichen Durchhaltewillen zum Ausdruck gebracht. Wir sind überzeugt, daß er den Weg des verstorbenen Frank gegangen wäre, hätte nicht Alter und Siechtum ihn an das Hinterland gekettet. Doch die Arbeiterchaft begann zu erwachen. Die Arbeiter von der Wiener Neustadt protestierten gegen die Haltung der Parteileitung. Während Bernerstorfer das Durchhalten als glatte Selbstverständlichkeit empfand, haben die Arbeiter seines Wahlkreises den Kampf wider den Burgfrieden aufgenommen. Bernerstorfer ist tot, seine Taktik und seine Auffassungen haben wohl nicht mehr den Beifall seiner Wähler gefunden, aber sind herrlich geblieben in der ganzen österreichischen Partei. Möge das System, an dem er mitgeschaffen und dessen persönlicher Junkturträger er gewesen, nicht lange seinen Träger überleben. Dann werden wir dem Geiste dieses aufrechten, sich seiner Vergangenheit getreuen Mannes gerecht werden, dann werden wir objektiv seine Verdienste, die er einst als bürgerlich deutscher Demokrat um Desterreichs Arbeiter sich errungen, würdigen können.

Feuilleton

Zwei Stätte.

Von Charles Dickens.

(Fortsetzung.)

„John Barsad,“ wiederholte Madame, nachdem sie den Namen noch einmal halblaut vor sich hingeprochen. „Gut. Wie sieht er aus? Weiß man es?“

„Alter ungefähr 40 Jahre, Größe ungefähr 5 Fuß 9 Zoll, Haar schwarz, Gesichtsfarbe dunkel, Aussehen im allgemeinen hübsch, Augen dunkel, Gesicht lang und schmal, Adlernase, aber nicht gerade, sondern etwas nach der linken Backe zu gebogen, der Gesichtsausdruck dadurch lauernd.“

„Meiner Treue! Wie abgemalt!“ sagte Madame lachend. „Ich werde ihn morgen in das Register eintragen.“

Sie trat in den Weinschank, der bereits geschlossen war (denn es war Mitternacht), wo Madame Defarge sofort ihren Posten am Ladentisch einnahm, das während ihrer Abwesenheit eingegangene kleine Geld zählte, die Flaschen nachsah, die im Buche eingetragenen Posten prüfte, selbst Posten eintrug, den Dienstboten in jeder nur möglichen Weise kontrollierte und ihn schließlich zu Bett schickte. Dann schüttelte sie zum zweitenmal den Teller mit dem Gelde aus und fing an die Münzen in einer Kette einzelner Knoten in ihr Taschentuch einzuknüpfen, um sie für die Nacht aufzubewahren. In dieser ganzen Zeit ging Defarge mit der Pfeife im Munde auf und ab und bewunderte seine Frau im stillen, ohne sich in die Geschäfte zu mischen; überhaupt ging er in dieser Stimmung, was Geschäfts- und häusliche Angelegenheiten betrifft, durch das Leben.

Die Nacht war schwül und in dem fest verschlossenen und in einer so unreinlichen Nachbarschaft liegenden Laden noch es unangenehm. Monsieur Defarges Geruchsnerven waren keineswegs sehr empfindlich, aber der Weinvorrat noch viel stärker, als er jemals schmeckte, und das war auch mit dem Rum und mit dem Brantwein und dem Anis der Fall. Er blies den vermischten Geruch von seiner Nase weg, wie er die ausgerauchte Pfeife weglegte.

„Du bist müde,“ sagte Madame und blickte von den Knoten auf, die sie in das Taschentuch knüpfte. „Es sind nur die gewöhnlichen Gerüche.“

„Ich bin etwas müde,“ gab ihr Mann zu.

„Du bist auch ein wenig gedrückt,“ sagte Madame, deren rasches Auge nie mit den Rechnungen beschäftigt war, ohne auch Blick für ihn zu haben. „Ach! die Männer! die Männer!“

„Aber, meine Liebe!“ fing Defarge an.

„Aber, mein Lieber!“ wiederholte Madame und nickte entschieden; „aber, mein Lieber! Du bist entmutigt heute abend, mein Lieber!“

„Nun ja,“ sagte Defarge, als ob ihm ein Gedanke aus dem Herzen herausgepreßt würde. „Es ist noch solange hin!“

„Es ist noch lange hin!“ wiederholte seine Frau; „und was dauert nicht lange? Rache und Vergeltung fordern viele Zeit; es ist die Regel.“

„Es fordert keine lange Zeit, jemand mit dem Blitz zu treffen“, sagte Defarge.

„Wie viel Zeit gehört aber dazu, den Blitz zu machen und aufzubewahren?“ — fragte Madame ruhig. „Nun?“

Defarge blickte gedankenvoll auf, als ob darin allerdings etwas läge.

„Ein Erdbeben braucht keine lange Zeit um eine Stadt zude-

zerstören,“ sagte Madame. „Nun sage mir, wie lange dauert es Erdbeben vorzubereiten?“

„Ich vermute, sehr lange.“

„Aber wenn es fertig ist, bricht es los und zermalmt alles vor sich. Unterdessen gärt es immer fort, obgleich man es nicht sieht oder hört. Das sei dein Trost. Vergiß ihn nicht.“

Sie zog mit funkelnden Augen einen Knoten zu, als ob sie einen Feind erdroffelte.

„Ich sage dir,“ fuhr Madame fort, indem sie, um ihrer Rede Nachdruck zu geben, die rechte Hand ausstreckte, „daß, obgleich es lange unterwegs ist, ist es doch unterwegs und im Anzuge ist. Ich sage dir, es zieht sich nie zurück und steht nie still. Ich sage dir, es kommt immer näher und näher. Sieh um dich und bedenke, welches Leben die Welt — soweit wir sie kennen — führt; bedenke die Wut und die Unzufriedenheit, zu welcher die Jacques stündlich mit sicherer Aussicht auf Erfolg spricht. Kann so etwas ewig dauern? Bah! Ich möchte lachen.“

„Mein starkes Weib!“ entgegnete Defarge, der vor ihr mit etwas gesenktem Haupt und auf den Rücken gelegten Händen stand, wie ein gelehriger und aufmerksamer Schüler vor seinem Lehrer. „Alles das ziehe ich nicht im Zweifel. Aber es hat schon lange Zeit gedauert und ist es möglich — du weißt recht gut, Frau, es ist möglich — daß es während unserer Lebenszeit nicht kommt.“

„Nun gut, was dann?“ fragte Madame und knüpfte einen andern Knoten, als ob sie einen andern Feind erwürge.

„Nun ja!“ sagte Defarge mit einem halb klagenden und halb um Verzehrung bittenden Achselzucken. „Wir sehen dann den Sieg nicht.“

„Wir haben aber mit dazu verholfen,“ entgegnete Madame und streckte ihre Hand mit energischer Gebärde aus. „Nichts, was wir tun, geschieht vergebens. Ich glaube von ganzer Seele, daß wir den Sieg erblicken werden. Aber selbst wenn nicht, selbst wenn ich es gewiß wüßte, so zeige mir den Hals eines Aristokraten und Tyrannen, und ich wollte doch —“

Hier knüpfte Madame mit festgeschlossenen Zähnen einen wirklich recht festen Knoten.

„Halt!“ rief Defarge ein wenig errötend, als ob man ihn der Feigheit beschuldigte; „auch ich, Frau, werde vor nichts zurückschrecken.“

„Ja! aber es ist deine Schwäche, daß du manchmal dein Opfer und deine Gelegenheit sehen willst, um frischen Mut zu bleiben. Behalte frischen Mut ohne das. Wenn die Zeit kommt, laß einen Teufel und einen Tiger los, aber warte auf die Zeit, mit dem Tiger und dem Teufel an der Kette — niemals sichtbar — aber immer bereit.“

Madame gab dem Schlußwort dieses Rates dadurch Nachdruck, daß sie mit ihrer Kette von eingeknüpftem Geld auf den kleinen Ladentisch schlug, als ob sie dessen Gehirn einschläge und dann das Taschentuch mit unbefangener Miene unter den Arm nahm und bemerkte, daß es Zeit zum Schlafengehen sei.

Der nächste Mittag sah die wunderbare Frau auf ihrem gewöhnlichen Plage im Weinschank fleißig mit Stricken beschäftigt. Eine Rose lag neben ihr und wenn sie manchmal einen Blick auf die Blume warf, so verlor sie dabei ihr gewöhnliches Aussehen nicht. Im Laden waren wenig Gäste, welche tranken oder nicht tranken, saßen oder standen. Es war sehr heiß, und Haufen von Fliegen, welche ihre neugierigen und abenteuerlichen Forschungen bis in die klebrigen Gläser neben Madame ausdehnten, fielen tot auf den Boden. Ihr Untergang machte keinen Eindruck auf die andern spazierengehenden Fliegen, welche ihnen in der unbefangenen Weise (als ob sie selbst Elefanten oder etwas anderes, „Ein Erdbeben braucht keine lange Zeit um eine Stadt zude-

al traf. Seltsam, wie leichtsinnig Fliegen sind! — Vielleicht dachten sie an diesem sonnigen Sommertage an dem Hof ebenso.

Eine eben eintretende Gestalt warf einen Schatten auf Madame Defarge, von dem sie fühlte, daß er ein neuer war. Sie legte ihr Strickzeug hin und steckte die Rose mit einer Nadel in ihrem Kopftuche fest, ehe sie die Gestalt ansah.

Es war merkwürdig. In dem Augenblick, wo Madame Defarge die Rose in die Hand nahm, hörten die Gäste auf zu sprechen und fingen allmählich an den Laden zu verlassen.

„Guten Tag, Madame,“ sagte der neue Ankömmling.

„Guten Tag, Monsieur!“

Sie sagte es laut, sprach aber zu sich selbst, wie sie ihr Strickzeug in die Hand nahm! „Ha! Alter ungefähr 40 Jahre, Größe ungefähr 5 Fuß 9 Zoll, Haar schwarz, Gesichtsfarbe dunkel, Aussehen im allgemeinen hübsch, Augen dunkel, Gesicht lang und schmal, Ablesnase, aber nicht gerade, sondern etwas nach der linken Backe zu gebogen, der Gesichtsausdruck dadurch lauernd! Guten Tag, einer und alle!“

„Haben Sie die Güte, mir ein Gläschen alten Kognak und einen Mundvoll kaltes frisches Wasser zu geben, Madame!“

Madame entsprach seinem Wunsche mit höflicher Miene.

„Süperber Kognak das, Madame!“

Es war das erste Mal, daß er so gelobt wurde, aber Madame Defarge kannte genug seine Entwicklungsgeschichte, um es besser zu wissen. Sie sagte jedoch, daß sich der Kognak geschmeichelt fühle, und nahm ihr Strickzeug wieder her. Der Gast betrachtete ihre geschäftigen Finger ein paar Augenblicke und benutzte dann die Gelegenheit, sich verstohlen in dem Laden umzusehen.

„Sie sind sehr geschickt im Stricken, Madame!“

„Ich bin daran gewöhnt.“

„Und auch ein hübsches Muster!“

„Meinen Sie wirklich?“ sagte Madame und sah ihn lächelnd an.

„Gewiß. Darf ich fragen, zu welchem Zweck Sie stricken?“

„Zur Zerstreuung,“ sagte Madame immer noch mit freundlich lächelndem Gesicht, während ihre Finger behend sich bewegten.

„Nicht zum Gebrauch?“

„Das kommt darauf an. Vielleicht finde ich einmal eine Verwendung dafür. Wenn das der Fall ist,“ sagte Madame mit einem starken Atemzuge und indem sie kokett ernst mit dem Kopf nickte, „werde ich es verwenden.“

Es war merkwürdig, aber der Geschmack Saint Antoinens schien ganz entschieden von einer Rose in ihrem Kopftuch verletzt zu werden. Zwei Männer waren eingetreten und im Begriff etwas zu trinken und sich zu bestellen, als sie beim Anblick der Blume stockten, vorgaben, einen Freund zu suchen, der nicht da war, und wieder gingen. Auch von denen, welche dagewesen waren, als der fremde Gast eintrat, war niemand mehr vorhanden. Einer nach dem andern hatte den Laden verlassen. Der Spion hatte gut aufgepaßt, aber kein Zeichen entdecken können. Sie hatten sich in einer armutbedrückten, ziellosen, zufälligen Weise weggeschlichen, die ganz natürlich und unverdächtig war.

„Sohn,“ markierte Madame, während sie weiter strickte und ihre Augen auf dem Fremden ruhten: „bleibe noch und ich stricke auch.“ „Barfab,“ ehe du gehst.“

„Sind Sie verheiratet, Madame?“

„Ja.“

„Haben Sie auch Kinder?“

„Nein.“

„Das Geschäft scheint schlecht zu gehen?“

„Das Geschäft geht sehr schlecht, die Leute sind so sehr arm.“

„Ach, das arme unglückliche Volk! Und so bedrückt — wie Sie sagen.“

„Wie Sie sagen,“ gab Madame berichtigend zurück und strickte dabei ein Extrazeichen in seinen Namen, das ihm nichts Gutes verhieß.

„Verzeihen Sie, gewiß brauchte ich den Ausdruck, aber natürlich denken Sie so. Das versteht sich von selbst.“

„Ich — denken?“ — entgegnete Madame mit gehobener Stimme. „Ich und mein Mann haben ohne Denken genug zu tun, diesen Weinschank offen zu halten. Unser einziger Gedanke hier ist, wie wir uns das Leben fristen sollen. Das ist's, woran wir denken und es gibt uns von früh morgens bis zum Abend genug zu denken, ohne daß wir uns Gedanken über andere machen können. Ich — für andere denken? Nein, Nein!“

Der Spion, welcher gekommen war, jeden Brosamen, den er finden oder erfinden konnte, aufzulesen, ließ in seinem lauernden Gesichte nicht durchblicken, daß er bis dahin umsonst gekommen war, sondern blieb — den Ellbogen auf Madame Defarges kleinen Ladentisch gelegt — mit einer Miene herablassender Galanterie stehen und nahm dann und wann ein Schlückchen Kognak.

„Eine schlimme Geschichte, Madame, diese Hinrichtung Gaspards. Ach, der arme Gaspard!“ sagte er mit einem Seufzer tiefen Mitleids.

„Mein Gott!“ entgegnete Madame leicht hin. „Wenn Leute Messer zu solchen Zwecken verwenden, so müssen sie dafür büßen. Er wußte im voraus, was der Preis für seine Liebhaberei war. Er hat den Preis bezahlt.“

„Ich glaube,“ sagte der Spion im vertraulichen Tone und in jeder Muskel seines arglistigen Gesichts verlebte revolutionäre Empfindlichkeit ausdrückend, „ich glaube das Schicksal des armen Mannes hat in diesem Quartier viel Mitleid erregt und viel Aufregung verursacht? Ganz unter uns!“

„Wirklich?“ fragte Madame gleichgültig.

„Nicht?“

„Hier ist mein Mann!“ sagte Madame Defarge.

Als der Inhaber des Weinschanks zur Tür hereintrat, griff der Spion grüßend an den Hut und sagte mit zuvorkommenden Lächeln: „Guten Tag, Jacques!“ Defarge blieb stehen und sah ihn verwundert an.

„Guten Tag, Jacques!“ wiederholte der Spion, weder ganz so zuversichtlich, noch mit einem so unbefangenen Lächeln wie das erste Mal.

„Sie irren sich, Monsieur,“ gab der Inhaber des Weinschanks zur Antwort. „Sie nehmen für mich einen andern. Das ist nicht mein Name. Ich heiße Ernest Defarge.“

„Es ist ganz einerlei,“ sagte der Spion leicht hin, aber doch geschlagen, „guten Tag!“

„Guten Tag!“ antwortete Defarge trocken.

„Ich sagte eben zu Madame, mit der ich das Vergnügen hatte mich zu unterhalten; als Sie eintraten, daß ich gehört, das unglückliche Schicksal des armen Gaspard habe in Saint Antoine viele Teilnahme und große Aufregung hervorgerufen, und ein Wunder ist es nicht.“

„Ich habe nichts davon gehört,“ sagte Defarge kopfschüttelnd, „ich weiß gar nichts.“

Nachdem er dies gesagt, trat er hinter den kleinen Ladentisch und blieb dort stehen, die Hand auf die Lehne des Stuhles seiner Frau gelegt. Ueber diese Schranke sah er den Mann an, dessen Gegner sie beide waren und den jedes von den beiden mit dem größten Genuß hätte niederschließen können.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlich: Frau Ahrens; Druck und Verlag: Verlag der „Arbeiterpolitik“ (Karl Becker); sämtlich in Bremen

Arbeiterpolitik

3. Jahrg.

Wochenschrift für wissenschaftlichen Sozialismus.

Nr. 4

Erscheint wöchentlich einmal.

Redaktion u. Expedition:

Amunderstraße Nr. 23. ::

Bremen, den 26. Januar 1918

Einzelnummer 20 Pfg. Durch

die Post bez.: monatlich 84 Pfg.,

vierteljährlich 2.50 M. o. Bestellgeld

Inhalt:

Ein imperialistischer Volksstaat Seite 23

Am den Sozialismus. Von Peter Unruh. (Schluß) 24

Einigkeit 25

Aus unserm politischen Tagebuch 26

Feuilleton:

Zwei Stätte. Von Charles Dickens (Fortf.) 27

Ein imperialistischer Volksstaat.

Die ungeheure Revolution des Weltkrieges schuf die zwingenden Vorbedingungen für die künftige deutsche Demokratie. Die Bewilligung der Kriegskredite durch die Sozialdemokratie, die Heranziehung der Gewerkschaften und Genossenschaften für die Aufgaben der Kriegswirtschaft, die Preisgabe mancher früher geübter Schikanen gegen die Arbeiterklasse bis zur Ernennung eines Sozialdemokraten zum Unterstaatssekretär im Reichsernährungsamt — das und manches andere waren Etappen auf diesem Wege. „Frankfurter Zeitung“.

Kein Ereignis der inneren deutschen Politik hat auf die bürgerliche Welt einen so tiefen Eindruck gemacht, wie das Eintreten der Sozialdemokratie für die Kriegspolitik. Für sie war die Bewilligung der Kriegskredite durch die sozialdemokratische Reichstagsfraktion von vornherein mehr als ein bloßer parlamentarischer Akt. Die Anerkennung des Burgfriedens, der Verzicht auf den Kampf gegen Belagerungszustand und Zensur war nur der erste Schritt auf dem Wege der Verbrüderung mit der bürgerlichen Welt.

Die Liquidation des Klassenkampfes durch die Sozialdemokratie mußte das Bürgertum in seiner Macht in ungeahnter Weise stärken und seine Hoffnungen für die Zukunft überschwänglich steigern. Je mehr aber dieser idyllische Zustand im Innern ins Wanken gerät, sei es durch störende Einflüsse von außen, desto mehr muß das Bürgertum bestrebt sein, Mittel ausfindig zu machen, die ihn auf lange Zeit, womöglich auf immer erhalten. Den Vorkampf zu diesem Dienst leisteten ihm die Sozialpatrioten, die just zur rechten Zeit, infolge der Kenntnis politischer Vorgänge und Aussichten, die sie durch ihre enge Fühlung mit der Regierung gewannen, mit Forderungen auf den Plan traten, durch die sie sozial-verbündend auf die arbeitenden Massen einzuwirken trachteten, während ihre Tätigkeit ebenso den außenpolitischen Absichten der Regierung den Weg bereiten sollte.

Diesen Zielen diente die sozialpatriotische Friedenspropaganda ebenso wie das auffällig plötzliche Eintreten

der Sozialpatrioten für Parlamentarisierung und Demokratisierung. Schließlich hofften sie ihr Ziel durch ihren Eintritt in den Mehrheitsblock zu erreichen. Welchen Sinn diese Manöver hatten, haben die Sozialpatrioten am deutlichsten verraten, als Herr Michaelis durch Herrn Hertling abgelöst wurde. Die Tatsache, daß Herr Hertling klug genug war, sich vor seinem offiziellen Amtsantritt mit den Parteien des Mehrheitsblockes ins Benehmen zu setzen, deren Gefolgschaft er von vornherein sicher war, diese dekorative Geste genügte den Sozialpatrioten, in ihren Blättern und Reden die fortschreitende Parlamentarisierung Deutschlands zu lobpreisen. Es kommt ihnen, der Regierung und dem gesamten Bürgertum darauf an, den arbeitenden Massen klar zu machen, daß die deutsche Reformation auf friedlichem Wege zu demselben Ziele gelangen werde, das die russische Revolution auf blutigem Wege erreichte: zur Eroberung und Sicherung der Rechte des Volkes, zur Umwandlung des bisherigen Obrigkeitsstaates in einen Volksstaat.

Der Staat darf nicht mehr fortan die Sache einzelner bevorzugter Volksteile sein, sondern er muß die Sache des ganzen Volkes sein, die Veranstaltung aller, ihr Schicksal frei nach eigenem Willen gestaltenden Bürger, schreibt die „Frankfurter Zeitung“, das führende Organ des Finanzfreisinn in einem ausführlichen Artikel, der „das Werden des Volksstaats“ ankündigt, ein Wort, das, nebenbei bemerkt, im Eifer des Gesichts bestätigt, daß der jetzige Staat ein Klassenstaat, eben „die Sache einzelner bevorzugter Volksteile“ ist.

Was ist nun über den neuen Volksstaat des Imperialismus zu berichten. Wenig Positives, sagt selbst die „Frankfurter Zeitung“: „Es ist in einundvierzig Monaten des Krieges bis jetzt, bis zuletzt, in Deutschland keine einzige innerpolitische Gesetzgebungsfrage größeren Stiles in Angriff genommen worden. Zwar sind Hunderte von Gesetzen und Verordnungen ergangen; aber sie regeln nur die Notwendigkeiten des Krieges; sie sprechen nur von der Gegenwart, noch nicht von der Zukunft — nicht einmal für die Steuerpolitik oder für die Ueberleitung der Kriegs- in die Friedenswirtschaft sind deren Grundlinien bisher festgelegt.“ Das ist der „revolutionären“ Wirkung des Krieges wenig genug. Worin also zeigt sich das Werden des Volksstaats?

Wir wollen der Reihe nach aufzählen, was das große Freisinnblatt anzuführen weiß. Wir wollen nichts verschweigen und nichts hinzufügen, wie bei einem heiligen Eid. Und dann wollen wir das Urteil denen überlassen, die zu Richtern über den Imperialismus befugt und be-